Ein Soldatendiner.

Militärische Humoreske.

Seit dem frühen Morgen waren wir unterwegs. Es war der vorletzte Tag im Manöver, morgen sollten wir mittels der Eisenbahn langsam, aber sicher, wie stets bei Militärzügen, in unsere Garnison zurückbefördert werden, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen. Morgen Abend war Ruhe, heute aber schien dieses Wort sämmtlichen Vorgesetzten unbekannt zu sein. Wir hatten die schöne Chaussee und die zwar staubigen, aber immer doch noch bequemen Feldwege nun schon seit einer Stunde verlassen und marschirten über Stoppelfelder und frisch gepflügte Aecker, auf denen die Erdschollen von der glühend heißen Sonne in eine feste, steinharte Masse verwandelt worden waren. Gar mancher Seufzer wurde zum Himmel aufgeschickt, gar mancher kräftige Fluch entrang sich unseren Lippen, wenn wir auf einer Höhe angekommen, sahen, daß sich vor unseren Blicken, soweit das Auge reichte, nichts befand, als nur Brachfelder, über die wir im Schweiße unseres Angesichts wandern mußten. Endlich, unsere Kräfte waren fast erschöpft, hatten wir den Platz erreicht, von dem aus wir in das Gefecht eingreifen und dem Feind in die Flanke fallen sollten. Wir besetzten den Rand eines kleinen Gehölzes und eröffneten ein lebhaftes Feuer auf den Gegner, der uns auf etwa achthundert Meter gegenüberlag. Schon frohlockten wir, eingedenk des Wortes unseres Reglements, daß ein Feind, der gleichzeitig in der Front und in der Flanke angegriffen wird, sich nicht lang in seiner Stellung halten kann; schon sahen wir im Geiste den Feind die Position räumen, schon hörten wir das Signal „Halt", das dem Gefecht und unseren Leiden ein Ende bereiten sollte, da brachten uns die Seitenpatrouillen die Meldung, daß drei Compagnien des Gegners zum Angriff gegen uns vorgingen. Drei gegen eins, das war ein böses Verhältniß, nun hatte sich das Blatt gewendet, nun wurden wir in der Front und in der Flanke beschossen und es dauerte nur noch wenige Minuten, da ertönte das Commando: „Kehrt — Marsch".

Wir erhoben uns von unseren Plätzen und gingen denselben Weg zurück, den wir gekommen waren, über dieselben Felder, Wiesen und Aecker. Da sprengte auf schaumbedecktem Pferd ein Adjutant auf uns zu: „Die Compagnie erhält den Auftrag, die dort drüben auf der Höhe auffahrende Batterie zu beschützen."

Ich dachte, mich würde der Schlag rühren. Nur wer es selbst einmal durchgemacht hat, weiß, was das Wort „Artilleriebedeckung" für den Infanteristen bedeutet. Sich immer in unmittelbarer Nähe der Batterie aufhalten, ihr in jede neue Stellung hineinfolgen, möglichst gleichzeitig mit ihr eintreffen, damit sie nicht einen plötzlichen Ueberfall zu fürchten braucht, immer zu Fuß hinterherlaufen, wohin sie mit ihren sechs Pferden in sausender Carriere fährt, das ist ungefähr das, was man unter „Artilleriebedeckung" versteht. Gewöhnlich kommt man gerade dann bei der von der Artillerie erwählten Stellung an, wenn sie dieselbe wieder verläßt, um in einer neuen aufzufahren. So ging es auch uns; wie ein Perpetuum mobile wanderten wir herum, überall kamen wir zu spät und wurden stets von dem freundlichen Grinsen der davonfahrenden Kanoniere und ihrem Ruf: „Auf Wiedersehen!" begrüßt.

Doch endlich erreichte auch unser Marschiren ein Ende, der Feind räumte die Stellung und das lang ersehnte Signal „Halt" ließ uns alle erleichtert aufathmen. Ich sah nach der Uhr, es war die vierte Stunde Nachmittags, wir waren genau zwölf Stunden auf den Beinen und hatten während der ganzen Zeit nur von der Erinnerung an das gestrige, großartige Diner in unserem Quartier gezehrt.

Ich näherte mich meinem Compagniekameraden, der gleich mir vor Hunger und Durst auf und ab rannte.

„Freue dich, nur noch eine Stunde, dann werden wir zusammen bei dem schönsten Bivouacdiner sitzen."

Bei dem Worte „Diner" flog ein seliges Lächeln über seine Züge, gleich darauf aber schüttelte er den Kopf: „Ich glaube es nicht, nein, ich glaube es nicht, mein Hunger ist zu groß, ich erlebe es nicht mehr, daß ich noch einmal satt werde, so viel Lebensmittel wie nöthig sind, um mich wieder auf den „Status quo ante" zu bringen, giebt es auf der ganzen Welt nicht. Aber was hast du denn heute Mittag für uns zu essen?"

Ich war damals glücklicher Bräutigam und hatte mir von meinen Schwiegereltern ein fürstliches Diner erbeten, das sie mir rechtzeitig zu schicken versprochen hatten. Ich begann die Leckerbissen aufzuzählen: „Zuerst klare Bouillon, fix und fertig gekocht, braucht nur aufgewärmt zu werden, dann kalte Küken, hierauf Beefsteak, wird in fünf Minuten gebraten und last not least Gänseleberpastete direkt von Fischer in Straßburg bezogen. Ist zwar eine etwas sonderbare Zusammenstellung, aber man muß mit den Verhältnissen rechnen. Dazu trinken wir Cliquot, mein Schwiegervater schrieb mir, er habe zwölf Flaschen geschickt, er hoffe, das genüge. Eis habe ich mir durch den Fourier besorgen lassen, der den Sekt gleich kalt stellt. Nun was sagst du zu diesem Soldatendiner?"

„Du lügst," antwortete er, „du lügst."

„Aber erlaube einmal," unterbrach ich ihn, „zuerst, was soll dieser unparlamentarische Ausdruck und dann — weshalb soll ich denn lügen?"

„Weil du mich künstlich am Leben erhalten will, weil es so schöne Dinge, wie du in fünf Minuten aufgezählt hast, überhaupt auf der ganzen Welt gar nicht gibt. Nein, so viel Schönes existirt nicht, das sind Gebilde deiner überhungerten Phantasie."

Das Commando: „An die Gewehre" machte unserm Gespräch ein Ende.

Eine Stunde später war der Bivouacplatz erreicht, auf dem wir uns für die nächsten zwölf Stunden häuslich niederlassen sollten. Es war ein frisch gepflügter Acker, der keine Naturschönheiten bot, aber er erfüllte alle Anforderungen, die man mit der bekannten militärischen Bescheidenheit an ihn stellte, er lag in der Nähe eines Waldes, einer Quelle und weit ab von der staubigen Landstraße.

Die Gewehre wurden zusammengesetzt und mit Windeseile ging es an das Einrichten des Bivouacplatzes. Während ein Theil der Mannschaften zum Wasserholen ging, grub der andere Theil Kochlöcher, schälte Kartoffeln und tauschte seine Ansichten darüber aus, wie man die zu erwartenden Conserven am schmackhaftesten zubereiten könne. Als ein Einjähriger aus dem ihm von seiner alten Mutter mitgegebenen Kochbuch vorlas: „Man nehme einige Lorbeerblätter" — belohnte ihn das Gelächter seiner Kameraden für seinen Witz.

Während unsere darin geübten Burschen unser Zelt aufbauten, hatte ich unserem Mundkoch, der in seinem Civilleben sich eines großen Rufes als „Kopfequilibrist auf dem schwebenden Trapez" erfreute, die von der Heimath erhaltenen Speisen anvertraut. Ich selbst beaufsichtigte das Decken des Tisches, denn selbst das feinste Diner schmeckt bekanntlich nicht, wenn es nicht sauber servirt wird. Mit ganz besonderer Sorgfalt stäubte ich den Tisch ab, das Tischtuch, das sich vom letzten Bivouac her leider in keiner salonmäßigen Verfassung befand, wurde durch zwei Handtücher ersetzt, die Zinnteller und Becher wurden rein abgewaschen — das Diner konnte beginnen. Ich hatte, um der Sache einen möglichst feierlichen Anstrich zu geben, von unserem Compagnieschreiber drei Speisekarten anfertigen lassen und führte nun meinen Hauptmann und meinen Kameraden feierlichst zu der festlich geschmückten Tafel.

„Man bringe die Suppe."

Die Burschen brachten drei dampfende Teller herbei und setzten sie vor uns hin. Mit glückstrahlenden Augen betrachteten wir die vor uns stehende kräftige Suppe; man wird bescheiden, wenn man zwölf Stunden gehungert hat.

„Siehst du wohl," wandte ich mich an meinen Kameraden, „siehst du wohl, daß ich die Wahrheit sprach?"

„Es ist zu schön," entgegnete er, „ich kann das Glück noch immer nicht fassen, fast fürchte ich, daß eine höhere Macht uns noch in der letzten Minute die Freude raubt."

„So zögere nicht länger," erwiderte ich, „und höre endlich auf, mit dem Löffel herumzurühren, und laß es dir gut schmecken."

Gleichzeitig füllten wir drei unsere Löffel, gleichzeitig führten wir sie zum Mund und gleichzeitig sprangen wir, nachdem wir gekostet — von unseren Stühlen in die Höhe. Ich rief den Oberkoch herbei.

„Was hast du mit der Suppe gemacht?"

Er starrte die dicke, braune Flüssigkeit an: „Ja, Herr Leutnant," meinte er entschuldigend, „ich kann da auch nichts dafür, mir kam sie auch man gleich höllisch was komisch vor, ich glaub, die ist ein bißchen was zu stark gerathen."

„Ja, aber warum nimmst du Esel denn nicht mehr Wasser?" fuhr ich ihn an, „dieses Gift kann doch kein Mensch essen."

Wir nossen zu der Suppe einen tüchtigen Schuß kochenden Wassers, rührten die Geschichte ordentlich um und machten uns dann mit frischem Muth nochmals an den ersten Gang unseres Diners: „Klare Bouillon". Sie schmeckte besser, viel besser, das war keine Frage, der Hunger that auch seine Schuldigkeit, aber dennoch athmeten wir erleichtert auf, als wir unsere Teller geleert hatten. Gleich darauf aber wurde mir gar sonderbar zu Muthe; ich empfand starken Schwindel und große Uebelkeit, es flimmerte mir vor den Augen, der dicke Schweiß trat mir auf die Stirn und nur mit der größten Anstrengung hielt ich mich aufrecht. Ich sah mich nach den beiden Kameraden um, auch sie waren kreideweiß und der Schweiß perlte auf ihren Schläfen. Eine Minute später war uns allen so schlecht, daß wir unseren Platz verlassen und uns Bewegung machen mußten und nach gegenseitiger Versicherung haben wir alle drei uns noch nie so schlecht befunden wie nach dem Genuß der klaren Bouillon.

Von einer Fortsetzung des Diners war keine Rede mehr, uns schauderte bei dem Anblick der Speisen und für kein Geld hätten wir einen Tropfen Sekt getrunken. Wir hießen die Burschen die schönen Sachen wieder einpacken. Traurig blickte mein Kamerad auf die Schätze, die vor seinen Augen wieder verschwanden. „Ich wußte es ja," jammerte er, „daß ich heute nichts zu essen bekommen würde —"

„Bitte sehr," unterbrach ich ihn, „das ist einzig und allein deine Schuld, es steht alles zu Deiner Verfügung, wenn ich Dir noch einen Teller Suppe —"

Er sah mich mit einem so entsetzten Blick an, daß ich sofort verstummte, dann stürzte er davon, indem er sich krampfhaft das Taschentuch vor den Mund hielt.

„Nun," fragte mich meine Braut vierundzwanzig Stunden später, als ich nach Tisch die Erlaubniß erhalten hatte, bei der Tasse Mokka eine Cigarre zu rauchen, „nun erzähl' mir bitte, wie gestern euer Diner ausgefallen ist."

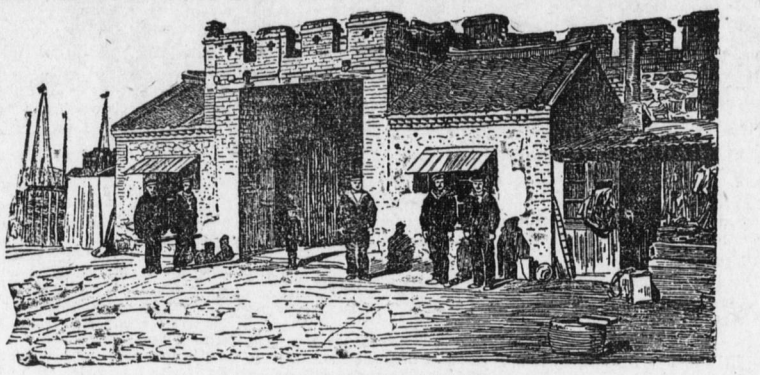
Ich wollte sie nicht kränken, wußte ich doch, daß sie selbst alles bereitet hatte, deshalb antwortete ich: „Es war ja alles ganz gut und ganz schön, aber die Suppe, weißt du, die klare Bouillon, die war denn doch ein bißchen gar zu stark."

„Suppe, klare Bouillon?" entgegnete sie staunend, „das habe ich dir ja gar nicht geschickt."

„Nicht?" fragte ich, „aber dann sag mir bitte, was war denn in der Bierflasche drinnen?"

Lächelnd schaute sie mich an. „Das war ja der denkbar stärkste Kaffee-Extrakt, ich weiß, du trinkst ja so gern guten Kaffee. Aber das mußt du doch gemerkt haben, den habt ihr doch unmöglich löffelweise gegessen?"

Ich nickte stumm, sprechen konnte ich nicht, aber mit Entsetzen schob ich die vor mir stehende Mokkatasse weit zurück, ganz weit und nie in meinem bisherigen Leben habe ich sie wieder angerührt. Mir ward der letzte Kaffee gekocht.



Eingangsthor zum Kriegshafen, Port Arthur.

Ein seltsamer Ehestifter.

Skizze von Fritz Skowronnek.

In der Stadt der reinen Vernunft war's, am Pregelstrande. Da kam an einem der prächtigen Octobertage, die der Volksmund aus irgend einem Grunde Altweibersommer nennt, ein Flaschenbierwagen der Ponarther Brauerei in scharfem Trabe den schiefen Berg herabgefahren. Einen steilen Berg hinab, selbst wenn er schief ist, wie der in Königsberg, laufen Pferde und Wagen stets schneller als für gewöhnlich auf ebener Erde, namentlich, wenn man eine Bremse am Wagen hat und es unterläßt, sie anzuziehen, wie Franz Mazat, der Flaschenbierfahrer. So kam es, daß die schweren Pferde beim Einbiegen in die Französischestraße einen Mann umrissen, der mit einem schweren, in dunkles Zeug gehüllten Pack den Fahrdamm überschreiten wollte. Vielleicht hätte der Kutscher noch im letzten Augenblick das Unheil verhüten können, wenn er auf dem Posten gewesen wäre. Aber er kämpfte augenscheinlich mit einer starken Ermüdung, blinzelte schläfrig mit den Augen und ließ die Leine soweit durchhängen, daß er erst zwei- oder dreimal nachfassen mußte, um die Pferde anzuhalten.

In wenigen Minuten hatte sich eine aufgeregte, schreiende Menschenmenge um den Wagen angesammelt.

„Holt doch den Lorbaß vom Bock runter! Der muß Dresch kriegen, aber grindlich! So'n Krät! Wird hier Menschen umfahren! Hast wohl gedrömt, du Dussel!" so tönte es wild durcheinander. Ein ganz rabiates Weib stieg am Vorderrad in die Höhe und schlug mit ihrem Schirm nach dem Kutscher. In diesem kritischen Moment theilte ein Diener der heiligen Hermandad mit starkem Arm die Menge. Mit sicherem Griff holte er aus der Rocktasche das dicke Notizbuch hervor, feuchtete die Spitze der Bleifeder mit der Zunge an und begann in barschem Tone die üblichen Fragen zu stellen...

Wie ein böser Traum kam es dem jungen Mann vor, als er nach einer halben Stunde weiterfahren durfte. Er hatte einen Menschen überfahren! Glimpflich genug war die Sache freilich noch verlaufen. Der Verunglückte, ein Schneider, der für ein großes Geschäft nähte, war von der Deichsel umgestoßen und hatte sich beim Fallen ein tüchtiges Loch in den Schädel, d. h. in die Kopfhaut, geschlagen. Schlimmer waren die beiden Fußtritte, die er von einem der Pferde erhalten hatte. Der eine hatte die Brust getroffen, war abgeglitten und hatte einige Rippen geknickt. Der andere hatte den rechten Arm des armen Mannes zerrissen und den Knochen, der merkwürdigerweise ganz geblieben war, bloßgelegt. Bei all' dem Unheil war es noch ein Glück, daß der Schneider nicht unter das Rad gekommen war, sonst hätte ihn der schwere Wagen unfehlbar zermalmt.

Der junge Mann schauderte zusammen, wenn er daran dachte. Wie leicht hätte er jetzt ein Menschenleben auf dem Gewissen haben können! Traurig genug, daß der Mann durch sein Verschulden zu Schaden gekommen war. Allem Anschein nach war er verheirathet, hatte wahrscheinlich auch Kinder, denen nun der Ernährer fehlte und auch zukünftig fehlen würde, denn die rechte Hand mußte nach diesen Verletzungen steif bleiben. Und das alles nur, weil er, Franz Mazat, einen Augenblick die Herrschaft über sich und damit über das Gefährt verloren hatte. Konnte man es leichtsinnig nennen, daß er die Nacht hindurch bei seinem Regiment, den „Kronprinzlern", den Geburtstag des ehemaligen Chefs gefeiert hatte? Er war doch Unteroffizier der Reserve und hatte alle Ursache, die ehrenvolle Einladung zu der Feier nicht auszuschlagen!

Ganz mechanisch that er tagsüber seinen Dienst. Gegen Abend, als der Vorfall schon in den Mustern stand, hatten Bekannte mit ihm darüber gesprochen. Alle waren der Meinung, daß das „dicke Ende" nachkommen würde. Nicht nur eine gerichtliche Bestrafung, sondern auch eine Geldbuße und womöglich noch die dauernde Verpflichtung, der Familie des Verunglückten eine Rente zu zahlen. Der Kopf wirbelte ihm, als er in das Thor der Brauerei einfuhr. Bei den Gespannen, die schon vor ihm heimgekehrt waren, stand eine junge hochgewachsene Frau.

Seine Collegen wiesen mit schadenfroher Miene auf ihn, als er sein Gespann in die Reihe lenkte. Sie konnten ihn nicht leiden, denn er hielt sich von ihnen fern, weil er sein Geld zu Rathe halten und sparen wollte. Sie gönnten ihm das Unglück, das ihn betroffen hatte.

Jetzt kam die junge Frau auf ihn zu. Ein hübsches Gesicht mit klugen, hellen Augen...

„Ich bin die Frau des Schneiders Dittkus, den Sie heute überfahren haben."

Lange Pause. Dann sagte die Frau hastig: „Ich will Sie fragen, ob Sie freiwillig Schadenersatz leisten und Schmerzensgeld zahlen wollen!" Als er nicht gleich antwortete, fuhr sie fort: „Mein Mann wird ewig ein Krüppel bleiben durch Ihre Schuld."

In der Art und Weise zu sprechen, in dem harten Klang der Worte lag etwas, was Mazat zum Widerspruch reizte. Hätte sie mit Thränen in den Augen ihn gebeten, dann wäre er wahrscheinlich, ohne sich zu besinnen, in seine Stube gegangen und hätte alles geholt, was er sich gespart hatte. Es waren fünfhundert Mark, die in dem Sparkassenbuch eingetragen waren, und bei der nächsten Lohnzahlung wollte er wieder fünfzig Mark hintragen. Jetzt antwortete er ganz langsam:

„Ich werde zahlen, was das Gericht mir auferlegt."

Das Weib lachte höhnisch. „Das ist ja sehr schön von Ihnen, daß Sie das wollen... Und was mach' ich während der Zeit? Ich saug' Hungerpfoten, nicht wahr?..."

„Haben Sie Kinder?"

„Geht Sie das was an?"

„Ich mein bloß so..."

„Nein, Kinder haben wir nicht, sonst wär das Unglück noch viel größer... Das ist ja auch egal... Sie haben mir meinen Mann zu Schanden gefahren. Sie müssen jetzt für mich sorgen..."

Die anderen Kutscher waren näher herangekommen. Sie stießen sich an und lachten.

„Gewiß, die Frau hat recht. Weshalb schläft du Dussel beim Fahren. Nu rück man raus mit die Dahlers. Einen ganzen Knubbel hast ja schon gespart."

In Mazat war das reuige Schuldbewußtsein allmählich durch den aufsteigenden Aerger verdrängt worden. Aber noch hielt er an sich. Eine innere Stimme sagte ihm, daß es vielleicht besser wäre, sich mit der Frau gütlich zu einigen. So fragte er denn in gemacht gleichgiltigem Ton, was sie verlangte.

„Na, für's erste wo tausend Mark und dann vierzig bis fünfzig Mark auf den Monat."

Jetzt lachte Franz Mazat grell auf. Das waren ja schöne Aussichten für die Zukunft. Er hatte sie sich anders gedacht. Wenn er noch fünf, sechs Jahre so verdiente, wie jetzt, und sein kleines Vermögen, das wohl auch 300 Thaler ausmachte, dazu that, dann konnte er mit Hilfe der Brauerei einen kleinen Ausschank aufmachen... Und nun...? Jetzt sollte er Zeit seines Lebens für dies Ehepaar arbeiten? „Weshalb traf solch' Unglück nicht einen seiner Collegen, die ganze Nächte durch kneipten...?

„Na, weshalb antwortest nich," schrie ihn einer der Fahrer an. „Willst wohl nicht rausrücken mit dem Kleingeld?"

„Vielleicht will er ausrücken," meinte ein anderer.

In seiner Wuth schrie der junge Mann auf: „Das beste wär's, wenn ich losginge, wo mich niemand findet!..."

Das Wort war wohl die Veranlassung, daß er am anderen Morgen verhaftet wurde. Er hatte sich durch die Aeußerung fluchtverdächtig gemacht. Das energische Weib war noch an demselben Abend auf der Polizei gewesen. Erst nach mehreren Wochen kam er zur Aburtheilung vor. Er leugnete nicht, er gestand offen ein, daß er müde und schläfrig gewesen sei. Trotzdem fiel das Urtheil nicht sehr milde aus. Er erhielt zwei Monate Gefängniß, wovon die Hälfte auf die Untersuchungshaft angerechnet wurde. Außerdem wurde er verurtheilt, dem Schneider Dittkus, der gänzlich erwerbsunfähig geworden war, da seine rechte Hand steif geblieben war, und der einen sehr jammerbaren Eindruck machte, vierhundert Mark als Schadenersatz zu zahlen.

In dumpfer Betäubung hatte Franz das Urtheil hingenommen. Erst als er allein in seiner Zelle saß, kam ihm zum Bewußtsein, wie ungeheuerlich groß die Summe im Verhältniß zu seinem Arbeitsverdienst war. Selbst wenn er zehn Mark in jeder Woche abzahlte, dann brauchte er acht Jahre, die besten Jahre seines Lebens, um von der Verpflichtung freizukommen. Allmählich fing er an, die Sache von einer anderen Seite zu betrachten. Wenn er seine Ersparnisse und sein kleines Vermögen hinzuthat, konnte er drei Jahre früher loskommen. Er hatte überdies Aussicht, von einer kinderlosen Schwester seines Vaters tausend Mark zu erben. Damit konnte er sich noch zwei Jahre früher loskaufen. Es fragte sich nur, ob er gleich wieder lohnende Arbeit finden würde. Daß die Brauerei ihn behalten könnte, das wagte er gar nicht zu hoffen.

Und doch geschah es. Der Direktor kannte ihn als ordentlichen, nüchternen Menschen. Er nahm mit Recht an, daß Mazat, jetzt gewitzigt, sich noch mehr als früher in Acht nehmen würde. Das war ein kleiner Lichtblick. Dafür erfuhr er aber, daß noch während seiner Haft seine ganze Habe, sein guter Anzug und sein Sparkassenbuch auf Betreiben der Frau Dittkus mit Beschlag belegt und ihr ausgeliefert war. Auf den ersten Brief in die Heimath erhielt er von der Mutter die Nachricht, daß auch sein väterliches Vermögen von der Frau in Anspruch genommen war. Und am ersten Lohntag erschien sie mit dem Gerichtsvollzieher im Bureau der Brauerei und nahm zehn von den fünfzehn Mark, die er in der Woche verdient hatte. Während die Trinkgelder nicht gewesen, dann hätte er hungern müssen, denn sein Dienst war schwer und sein starker Körper verlangte reichliche Nahrung.

Am Schluß der zweiten Woche erschien Frau Dittkus allein. Er ging, ohne ein Wort zu sprechen, mit ihr an die Kasse und ließ ihr das Geld geben. Beim dritten Mal begleitete er sie zum Thor. Er konnte sich nicht helfen: Die Frau gefiel ihm. Sie war sehr energisch, das hatte er zu seinem Schaden erfahren, aber sie hatte doch nichts weiter gethan, als ihr gutes Recht wahrgenommen. Und jetzt sah sie auch gar nicht so kalt und scharf aus. Man sah es ihren Augen, ihrem ganzen Gesicht an, daß sie Kummer hatte. Das war ja auch erklärlich. Von den zehn Mark konnte sie mit dem siechen Mann nicht leben. Wenn sie auch vorläufig von dem Geld, das sie ihm abgenommen hatte, zusetzen konnte... wie lange würde das dauern? Und er war doch der Schuldige... Er hatte das Unglück über die beiden Menschen gebracht...

Er streckte ihr zum Abschied die Hand hin. Sie legte zögernd die ihrige hinein. Treuherzig sah er sie an.

„Frau Dittkus, wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie nicht zu kommen; ich werde Ihnen regelmäßig das Geld bringen. Ich... ich möcht' auch Ihren Mann ein gutes Wort geben, ich hab' ja nun auch meine Strafe weg."

Am nächsten Sonnabend erklärte die Frau auf dem Bureau, sie sei damit einverstanden, daß Mazat ihr selbst das Geld bringe. Acht Tage später machte Franz sich selbst auf den Weg. Die Frau empfing ihn mit roth geweinten Augen und erklärte, er könne ihren Mann nicht sprechen, er habe sich hingelegt... er sei krank... Durch die dünne Thür zum Nebenzimmer hörte Franz deutlich ein lautes Schnarchen und machte sich seine Gedanken darüber, daß ein Kranker so kräftig schnarche...

Beim nächsten Mal erschien die Frau wieder selbst in der Brauerei. Sie sah sehr vergrämt aus. Franz begleitete sie ein ganzes Stück Wegs. Er wußte nicht recht, wie er das sagen sollte, was er fühlte. Schließlich brachte er stockend einige Worte heraus, daß ihm die ganze Sache so sehr leid thäte. Aber mehr könne er auch nicht thun, er behalte kaum so viel übrig, um sich satt zu essen, und sein Arbeitsanzug sei auch schon ganz schlecht, er wisse nicht, wovon sich einen neuen anzuschaffen...

Die Frau blieb stehen und wischte sich die Thränen ab, die ihr unaufhaltsam aus den Augen quollen.

„Das Unglück ist über uns alle Drei gekommen, aber am meisten auf mich. Davon will ich gar nicht reden, daß wir uns jetzt so kümmerlich durchschlagen müssen, aber was soll daraus werden... mein Mann..."

„Ist er krank?"

„Krank... nein... er trinkt! Er vertrinkt das Geld, was wir bekommen haben. Mein Gott, wo soll das hin! Früher war er so ordentlich und so geschickt. Ueber 120 Mark hat er im Monat verdient."

Nach einer Weile fuhr sie ruhig fort: „Er hat all' das schöne Geld an sich genommen. Und geschlagen hat er mich, als ich ihm das wehren wollte."

„Weshalb lassen Sie sich das gefallen?"

„Mein Gott, soll ich mich an dem Krüppel vergreifen? Und er ist doch mein Mann..."

Am nächsten Sonnabend brachte die Frau ein großes Packet mit. „Hier ist Ihr Sonntagsanzug. Der Vollzieher hat ihn auf dreißig Mark geschätzt. Lassen Sie man! Das Geld können Sie mir später geben."

Zwischen den Beiden entspann sich im Laufe der Zeit ein eigenthümliches Verhältniß. Alle Feindseligkeit war daraus gewichen. Sie klagten sich gegenseitig ihre Noth und Sorgen. Und die hatten sie beide in reichem Maße. Der Schneider trank nach wie vor. Das Geld mußte er irgendwo außerhalb des Hauses versteckt oder in Verwahrung gegeben haben. Zuletzt wurde er auf Mazat eifersüchtig, als er dahinter kam, daß seine Frau ihm den Anzug zurückgegeben hatte. Das arme Weib sah zum Erbarmen aus. Sie war garnicht mehr so adrett wie früher angezogen. Sie vernachlässigte sich. Kein Wunder, sie hatte ja nichts, um die abgetragenen Kleider zu ersetzen. Seit einiger Zeit verlangte ihr Mann auch von dem Geld, das sie Sonnabends holte, einen Antheil, um ihn zu vertrinken. Vergeblich hatte sie sich nach einer Aufwartestelle in der Nähe umgethan... In ihrer Verzweiflung kämpfte sie schon mit dem Gedanken, ihrer Noth durch einen Sprung in den Pregel ein Ende zu machen.

Auch Franz hatte seinen Lebensmuth in dieser Zeit eingebüßt. Er war früher, unbeschadet seiner Sparsamkeit doch manchmal mit seinen Kameraden vom Regiment zusammengekommen und hatte mit ihnen vergnügte Stunden verlebt. Jetzt saß er Sonntags in seiner Stube und plagte sich mit schweren Gedanken... An einem Sonnabend blieb die Frau aus. Sein erster Gedanke war, die zehn Mark zu behalten und sich dafür einen vergnügten Tag zu machen. Im nächsten Augenblick schüttelte er die Versuchung von sich ab, nahm das Geld und ging nach ihrer Wohnung.

Auf sein Klopfen wurde nicht geöffnet. Endlich that sich eine andere Thür auf, ein altes Weib trat heraus.

„Die Dittkus liegt krank, was wollen Sie von ihr?"

„Ich, ich bring' ihr Geld."

„Ach so — Sie sind wohl der..."

„Ja, ich bin der Mazat."

„Na, dann geben Sie her, ich werd' ihr's gleich 'reintragen, ich hab' den Schlüssel."

„Wo ist denn der Mann?"

„Das wissen Sie nicht? Der ist im Krankenhaus... Dem spielen sie schon." Dabei machte das Weib eine bezeichnende Handbewegung nach der Stirn. „Titititi, und nicht zu knapp. Aber erst mußt' er noch die Frau halb todt schlagen... Na, geh'n Sie man, das haben Sie auch auf dem Gewissen."

Wie betäubt ging Franz nach Hause. Ja, das Weib hatte ganz recht, daran war er nur allein Schuld. Aber hart war es doch, daß er und zwei andere Menschen so schwer gestraft wurden für eine kleine Schwäche, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen...

Noch drei Mal trug er das Geld hin. Dann kam die Frau wieder, aber wie sah sie aus! Wie ein Gespenst, bleich, hager, mit eingefallenen Backen und tiefliegenden Augen. Auf dem Rückweg sprach sie müde ein paar Worte. Nun werde er bald erlöst sein... Ihr Mann werde es nicht mehr lange machen, seine Brust sei total zu Schanden... Und mit ihr ginge es auch zu Ende... „Na, grämen Sie sich bloß nicht, Franz. Das konnte keiner voraussehen. Und mein Mann hat auch sein Theil Schuld. Er konnte sich umsehen, ehe er auf die Straße trat..."

In der nächsten Woche kam der Glücksfall, auf den Franz schon lange im Stillen gehofft hatte. Die Erbschaft von der Tante war fällig geworden. Man hatte ihm gar nicht geschrieben, daß sie gestorben war... Gleich an demselben Abend ging er zu Frau Dittkus. Ohne ein Wort zu sagen, legte er ihr das ganze Geld auf den Tisch... Erstaunt sah die Frau auf die blauen Scheine.

„Nein, Franz, das kann ich von Ihnen nicht nehmen, das wäre Sünde. Aber wenn Sie mir die Hälfte geben wollen und an jedem Sonnabend fünf Mark, dann fehlt mir nichts... ich habe auch eine Aufwartestelle gefunden."

Dabei perlten ihr die Thränen aus den Augen... Ohne zu wissen, was er that, legte Franz seine Arme um die Frau und streichelte ihr die schmalen Backen und das reiche blonde Haar.

Sie hatten ihn anständig begraben, den Schneider Dittkus, mit dem ganzen Gewerk und vier Pferden vor dem Wagen. Dann gingen sie vom Kirchhof nach Haus... Sie hatten bis heute kein Wort darüber gesprochen, wie sie sich ihre Zukunft einrichten wollten. Das war auch gar nicht nöthig... sie wußten es ohne Worte, daß sie zusammengehörten, schon seit damals, als er sie, seine Widersacherin, zum Thor hinaus begleitet und ihr seine breite starke Hand hingestreckt hatte...

Modeparfüms.

Eine Modedame rauscht vorbei; eine betäubende Wolke eines starken Geruchs umfließt sie und schlägt uns in's Gesicht. Wir wenden uns voll Grauen — auf diese Weise entstehen die Parfümhasser, die sehr zahlreich sind. Aber merken wir es uns wohl, daß es nur die schlechten Gerüche sind, die wir hassen, und daß der verfeinerte Kulturmensch, der raffinirte Genüsse seinem Auge, seinem Ohr, seiner Zunge zuführt, die Nase nicht leer ausgehen lassen darf. So sorgt auch die Mode für eine Fülle feiner, zarter und exquisiter Gerüche; Patschuli und andere solche schwüle süßliche Gerüche sind auf Nimmerwiedersehen von jedem eleganten Toilettentisch verbannt. Streift uns heute eine Dame, die ein wirklich feines modernes Parfüm hat, dann werden wir nicht zurückfahren und „Pfui!" rufen, sondern es umfließt uns ein zarter Duft, wie hergeweht auf weichen Lüften aus einem alten spätblühenden Garten, ein Duft, wie gewoben aus etwas Reseda, aus welkenden Theerosen und leisem Mädchenlachen, der uns zu Träumen einladet und den vergangenen Zauber stiller Stunden aufweckt und dann verweht ist, verflogen, so schnell wie er aufgetaucht, wie ein Wolkenschatten im Mondenlicht.

Solche höchst vornehme, diskrete, lyrische Wirkungen hat das Parfüm von heute. Alles Schwere, Schwüle, Starke, alle vollen und süßlichen Gerüche sind verpönt; ganz zart, von einer herben Lieblichkeit des Welkens umhaucht, schnell verschwebend ist der geheime Duft, der den Kleidern der modernen Dame entströmt. Die feine Modedame wird natürlich ihr eigenes Parfüm haben, das zusammenstimmt mit den kleinsten Einzelzügen ihrer Persönlichkeit, das die Stimmung, die von ihr ausgeht, gleichsam aufnimmt und ausbreitet, wie eine Blume ihren Duft, das alle die Gefühle, die sie erwecken will, auslöst und steigert. Und sie wird die Mischung von Essenzen, die sie mühsam gefunden, als Geheimniß bewahren und so sorglich hüten wie nur einen anderen der mächtigen Reize, in denen die Macht ihrer Schönheit ruht. Sie wird sich überhaupt nicht in die Hände eines verräterischen Händlers begeben, der ihr ein fertiges Parfüm präsentirt. Alle die alten Blumen müssen dazu ihren Duft hergeben. Maiblumen, Wicken, die am Zaune sich ranken, Veilchen, Citronenkraut und Reseda, sie alle, die einst im kleinen Gärtchen der Großmutter geblüht, sie werden die alten Kleider, die die Enkelin wieder hervorgeholt, mit dem blassen, matten Duft der Vergangenheit umgeben; ein vergilbter Hauch soll aufsteigen, wie er in den steifen Spinden der Mädchenzeit der alten Frauen geruht.

Doch auch fremde und exotische Blumen liebt man. Die neue Liebe zu Japans Kunst und Japans Volk hat den müden, feinen, langanhaftenden Duft der japanischen Lotosblüte gebracht. Das feinste moderne Parfüm, das nicht von den Blumen seinen Duft leiht, ist das wohlbekannte Peau d'Espagne, das aus einem wohlriechenden Leder von Cordoba hergestellt wird. Doch die Wirkung dieses spanischen Parfüms, dessen scharfer, pikanter und erregender Duft die tolle Melodie eines Fandango in die Ohren ruft, ist bereits ein wenig abgebraucht, da man es bei jedem Friseur kaufen kann. Um den „dernier cri du chic" davonzutragen, ist es vor allem nothwendig, sich eines Riechkissens zu bedienen. Auch dies ist ein altes Inventarstück, aus den Wäscheschränken der Großmütter geholt, doch diesmal nicht naiv und schlicht, sondern mit einem bewußten Raffinement verwendet. Denn die Mütter legten die kleinen Riechkissen in ihre Handschuhe, unter die Taschentücher und die Wäsche, und es blieb dann ein schüchterner, blasser Geruch zurück. Die moderne Dame trägt das Riechkissen überall, in der Korsage und im Saume des Kupo[illegible] im Griff des Sonnenschirms ist eine Oeffnung, um es hineinzuthun, und in der Feder des Hutes wiegt sich, uns unsichtbar, ein solch duftendes Ding. Ein ganz kleines Riechkissen birgt sich in einer Ecke des Taschentuches, kein anderes ruht in der Handfläche des Glacehandschuhes. Die Herstellung dieser Riechkissen erfordert viel Mühe, da sie sehr dünn und flach sind und aus feinstem Material verfertigt werden. Am besten nimmt man ein einzige Lage feiner Baumwolle und zerschneidet sie in zwei Schichten, streut dann das wohlriechende Pulver dazwischen und preßt die Baumwolle wieder fest zusammen. Am Abend trägt die moderne Dame ein schmales Riechkissen in ihrer Korsage und manchmal hat sie sogar auch in den Arabesken und Puffen ihrer Coiffüre ein ganz kleines Kissen. Es ist eben vor allem nothwendig, von möglichst vielen Stellen einen feinen und zarten Duft ausgehen zu lassen, der wie eine Wolke allseitig umhüllt, denn aus dem alten Riechkissen, das einen penetranten Geruch auf eine bestimmte Stelle concentrirte, sind heute möglichst viele Wohlgeruchspender geworden, die ein ganz schwaches Parfüm verhauchen.

— Fragwürdiger Nutzen. „Wie sind Sie denn zu der gefährlichen Lungenentzündung gekommen?" — „Ich habe in einem eiskalten Saale einen Vortrag über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, angehört!"

— Hinter den Coulissen. „Haben Sie gehört, der Heldentenor will sich schon wieder von der kleinen Naiven, die er kürzlich heirathete, scheiden lassen?" — „Aber ich bitte Sie, das wurde schon bei der Verlobung besprochen."